

KLAPPENTEXT



Eine deutsche Spurensuche, ein historischer Krimi, ein unerwartet aktueller Klassiker, ein populärwissenschaftliches Buch über die Funktionsweise des Gehirns – eine bunte Mischung von Werken mithin wird auf dieser Literaturseite vorgestellt. Warum gerade dieses Buch zur Hand nehmen, die Frage wird in der Rezension zu Lutz Klevemans Band »Kriegsgefangen« aufgeworfen, stellvertretend für jegliche Lektüre. Abgesehen von dem Zwang zur Abschrankung, der angesichts abertausender Werke angebracht ist, wie uns die Buchmesse in Frankfurt gerade wieder vor Augen geführt hat, sind es doch noch viele, bewusste und unbewusste Beweggründe. Ich denke, also lese ich, sei frei weg nach Descartes vorweg einmal festgestellt, doch es ist noch mehr. Lesen ist die spannende Reise zum eigenen Ich, ist Reflexion über Heute und Früher, ist Anspruch und Zerstreuung, ist Horizonterweiterung und Mut, sich Unbekanntem zu stellen, immer wieder ist Lesen Bereicherung, die sichtbar macht, eine Droge, Entzugstherapie unerwünscht. (fa)

bücherseite@mdv-online.de

Reisen und der Wahrheit nähern

Lutz Kleveman erforscht in »Kriegsgefangen – meine deutsche Spurensuche« die eigenen Wurzeln

Weit fortreisen, um bei sich anzukommen. Das mag an sich nichts Besonderes sein. Auch ein Buch nicht, das eine solche Reise beschreibt. Warum also dieses lesen, von einem vergleichsweise jungen Autor, warum diese Spurensuche zur eigenen machen? Die Beschäftigung mit dem Thema Krieg, der mühevollen Weg zur Wahrheit, die verschwiegen wurde in vielen deutschen Wohnzimmern, die Reise zu einem Teil des Ichs, das die Generation entdecken möchte, die nichts mit den beiden Weltkriegen mehr direkt zu tun hatte, fasziniert von Beginn an. Der Autor war Reporter an den Brennpunkten der Welt, er schrieb und fotografierte unter anderem für den »Daily Telegraph«, die »Zeit« und »Newsweek«, versteht mithin das Handwerk des packenden, anschaulichen Journalismus. Er schildert hautnah und fesselnd und liefert immer wieder eine durchweg ehrlich wirkende Kritik an sich selbst, aber auch an den Anderen seines Fachs.



Auf dem Familiensitz Gut Ankelohe entdeckt Kleveman eines Tages Briefe seines verstorbenen Großvaters, der im Ersten Weltkrieg als junger Flieger an der Ostfront abgeschossen wurde und in russische Kriegsgefangenschaft kam. Auch Dokumente und Fotos aus dem »Dritten Reich« findet er, denn sein Großvater war als hoher Offizier bis Kriegsende im Dienst der Nationalsozialisten. Er selbst scheint als Reporter den Krieg gleichsam zu suchen. In dem Wunsch, die verschwiegenen Seiten der Familie ans Tageslicht zu bringen und damit seine eigenen Beweggründe für seinen bisherigen Lebensweg, reist Kleveman bis nach Sibirien. Im Wechsel findet der Leser den Reisebericht und die Reportagen aus den Krisengebieten, in die Kleveman sich wagte. Sehr offen spiegelt er dabei sich selbst und seine Handlungsweisen, wie er überhaupt einen ehrlichen Umgang mit den von ihm Porträtierten suchte: »Warum also nicht ehrlich sein? Ich glaube an den teilnehmenden Jour-

nalismus: Um Leute zum Reden zu bringen, habe ich erst einmal selbst geredet. Meine Absicht war, nicht nur Auskünfte aus Leuten herauszuholen, sondern auch etwas von mir zu geben, damit sie Spaß haben und meinen Respekt empfinden. So habe ich Zugang zu einem breiten Spektrum von Menschen erhalten und ihr Vertrauen gewonnen.« Das Vertrauen des Lesers hat er von der ersten Seite an. Nicht ein abgeschichtetes Gutsherrnjüngelchen geht hier auf die Reise, sondern einer, der sich selbst finanzieren muss und der von seiner Mutter die Auflage bekommen hat, nach einigen Jahren zurückzukehren und das Gut verantwortungsvoll zu leiten. Und so reist er der Wahrheit immer näher, schreibt darüber und nimmt den Leser mit bis zu den entscheidenden Erkenntnissen gegen Ende des Buchs, zu den Gedanken über seinen Vater und seiner journalistischen Tätigkeit. Seine hellwache Selbstbeobachtung lässt Raum, selbst Vergleiche zu ziehen, Spurensuche in der eigenen Familie zu treiben, es ihm gleich zu tun und mit verständnisvollem, gleichwohl kritisch-offenem Blick die Vergangenheit zu bewältigen.

Frauke Ahlers

Lutz Kleveman: »Kriegsgefangen – meine deutsche Spurensuche«, Siedler, 22,99 €, 480 S., 978-3-88680-990-5

Nachgefragt ...

... bei Lutz Kleveman

Lutz Kleveman, warum ist eine solche persönliche Spurensuche überhaupt für Leser interessant?

Kleveman:

Vielleicht, weil viele Leser eine persönlich erzählte Geschichte besser nachvollziehen oder sich damit identifizieren können. Vielleicht auch, weil das Buch einige der Gedanken und Empfindungen meiner Generation widerspiegelt. Es gibt ja nicht wenige, die mit ihrer Familiengeschichte, ihrem Deutschsein oder Indesdeutschlandsein hadern, wo doch für uns heute ein Leben an so vielen Orten auf der Welt möglich ist.



L. Kleveman

Wie ist bisher das Echo auf das Buch, wird es eher von Frauen gelesen, denen ja allgemein nachgesagt wird, sich mehr mit der Gefühlswelt zu beschäftigen?

Kleveman: Ich schreibe für Frauen und Männer. Keine Ahnung, was Frauen angeblich mehr interessiert. Das Echo von Leserinnen ist, dass sie die Liebesgeschichte im Buch mögen, aber auch die Abenteuer.

Sie beschreiben eindrücklich, warum Sie schließlich nicht mehr als Kriegsberichterstatte arbeiten konnten. Unter anderem stellen Sie fest, Sie seien erwachsen geworden, Ihnen sei die Empathie verloren gegangen, die Sie für wichtig halten bei einem guten Journalisten. Andere halten länger durch, beispielsweise der auch von Ihnen wohl treffend porträtierte Peter Scholl-Latour. Warum?

Kleveman: Wer als Reporter nicht mehr empathiefähig ist, nicht mehr zuhören und das Gehörte nicht mehr nachempfinden kann, wer alles schon gesehen und erlebt zu haben glaubt, alles schon zu wissen glaubt, nur noch weiß und nichts mehr glaubt oder bezweifelt, und wer das Staunen verlernt hat – der sollte aufhören. Sonst wird er zum Psychopathen oder Säuer. Ich habe auch aufgehört, weil ich in wenigen Jahren so viel erlebt habe, dass ich voll wie ein Schwamm war und nichts mehr aufnehmen konnte.

Reflektieren die Kinder und Enkelkinder derjenigen, die den Krieg erlebt haben, besser darüber als die Generationen, die mittendrin gesteckt haben und ihr eigenes Leid oft kaum in Worte zu fassen vermögen?

Kleveman: Kann sein, denn sie haben mehr Distanz zum historischen Geschehen, sodass das Reflektieren nicht so schmerzhaft ist.

Wie hat die Familie auf das Buch reagiert?

Kleveman: Positiv.

Wie sieht das Leben auf Gut Ankelohe jetzt aus? Ist es das Glück, die Ruhe, das erwachsen-gefestigte Dasein, das Sie sich gewünscht haben? Oder ist da noch eine gewisse Unruhe, ein Kribbeln, wieder in die Welt zu ziehen?

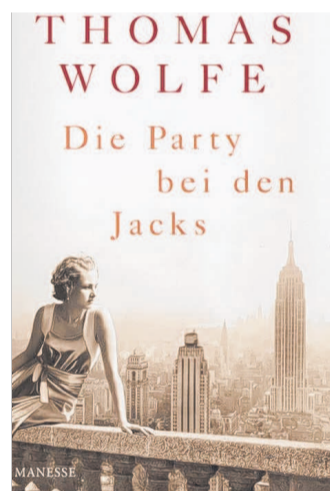
Kleveman: Ich bin sesshafter, nicht mehr so getrieben und habe festere menschliche Beziehungen sowie eine neue Aufgabe, die mich erfüllt. Natürlich fehlt mir manchmal die aufregende Erlebnisdichte meines früheren Lebens, seine Romantik und schiere Exotik. Aber es wäre heute nicht mehr so wie vor zehn Jahren – dafür fehlen mir heute mit Mitte 30 die Offenheit und die Begeisterungsfähigkeit, die ich hatte, als ich die Welt zu entdecken begonnen habe. Die Wanderjahre, die Wunderjahre, sind unwiederbringlich vorbei.

Frauke Ahlers

Ein feines Beben erschüttert die Gesellschaft

Unerwartet aktuell und faszinierend im Stil: Thomas Wolfes Klassiker »Die Party bei den Jacks«

Sie sind ja so sophisticated, und deshalb feiern sie, die Reichen und Schönen, mondän und schick, eine »Party bei den Jacks«, hoch über den Dächern von Manhattan. Die »Roaring Twenties« (die etwa dem entsprechen, was im Deutschen als die Goldenen Zwanziger bezeichnet wird) sind auf ihrem Höhepunkt, und gern trifft man sich bei Esther und Frederick Jack, um sich bei ihnen, locker über Kunst, Kultur und andere Themen, die die Welt der Stars, Magnaten und Parvenus bewegen, zu parlieren und sich im eigenen Glanz zu zeigen. Aber während die feine Gesellschaft noch scheinbar unbeschwert feiert, tun sich im Untergrund bereits feine Risse auf. Der große Börsenkrach steht vor der



Tür, der die Welt in einen Abgrund reißen wird. Der Klassiker von Thomas Wolfe (1900 bis 1938), jetzt erstmals in einer deutschen Ausgabe bei Manesse erschienen, eröffnet eine Lektüre von besonderem Reiz. Unvermutet aktuell erscheint zum einen das Thema, beherrscht doch derzeit Finanzfragen, Börsenkurse, Staatsverschuldung die Schlagzeilen der Zeitungen. Zum anderen fasziniert, über den Zeitraum von nicht ganz einem Jahrhundert hinweg, der Stil Wolfes. Das feinsinnige Porträt der oberen Gesellschaft ist an keiner Stelle langweilig, obgleich doch auf den fast 320 Seiten in der Hauptsache der festliche Abend und die Vorbereitungen dazu geschildert werden, in vielen Einzelheiten, detaillierten Beschreibungen der Woh-

nungseinrichtung, der Gäste, der Jacks und ihrer Dienboten selbst, und in ausführlichen Wortwechseln. Wolfe ist ein kritischer, aber an keiner Stelle böswillig erscheinender Beobachter, er selbst hat sich in einer kleinen Rolle in den Abend hineinprojiziert, Esther Jack ist, wie Literaturexperten bescheinigen, eine ehemalige Geliebte Wolfes, die er liebevoll innerlich und äußerlich skizziert: »Sie schien der Lieblichkeit eine Stimme zu geben, schien einen magischen Faden zu weben durch das Labyrinth von Bewegung und Klang.« Wer die ersten Seiten des Romans aufschlägt, meint, unversehens in eine Geschichte über die Schule anno dazumal geraten zu sein. Doch entpuppt sich dieses Intro als geschickter Einstieg, der die Herkunft Frederick Jacks, eines aus Koblenz stammenden Juden und Selfmade-Millionärs, erklärt und dem Leser dessen Psyche offenlegt, seine offensichtliche Angst, als er, in einem Moment der Ruhe, im Untergrund die Subway vibrieren spürt. Jäh findet die Party Unterbrechung, als ein Brand in einem der Fahr-

stühle des Hochhauses ausbricht. Alle Bewohner werden evakuiert, finden sich zu Gesprächen im Innenhof, ungeachtet aller Klassen und Rassen: »Sie hatten das Gefühl, von einer geheimnisvollen und erbarmungslosen Kraft erfasst worden zu sein, von dem Schwung einer gewaltigen Maschine hilflos mitgerissen zu werden, in den Maschinen eines gewaltigen Netzes gefangen und verstrickt zu sein...« Die unsicheren Momente gehen vorüber, die auf dem Hof Versammelten sortieren sich wieder in ihre angestammte gesellschaftliche Ordnung, doch Wolfe lässt das Beben im Raum stehen: »Ein Beben, schwach und flüchtig, erschütterte seine (Mr. Jacks, Anm. der Redaktion) Füße. Er hielt inne, überrascht, wartete, lauschte. War da wieder die alte Unruhe, die die tiefe Vollkommenheit seiner Seele erschüttern wollte?«

Frauke Ahlers

Thomas Wolfe: »Die Party bei den Jacks«, Manesse Verlag, 24,95 Euro, 352 Seiten, ISBN 978-3-7175-2234-8

Glänzender Provokateur Warum denken wir?

Christopher Hitchens legt seine schonungslosen Memoiren vor

Antonio Damasio und sein Buch »Selbst ist der Mensch«

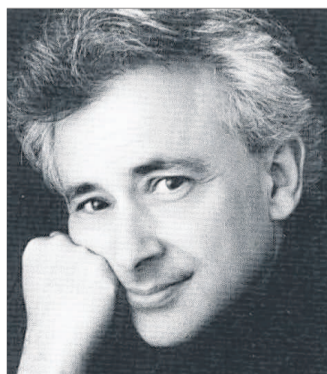
Als Christopher Hitchens seine Autobiografie »Hitch 22« schrieb, wusste er noch nicht, wie es um ihn steht. Mit gewohnt spitzer Feder attackierte der britisch-amerikanische Autor Mutter Teresa, Henry Kissinger, Amerikas Ex-Präsidenten Jimmy Carter und Ronald Reagan sowie Bill Clinton und machte auch vor sich selbst nicht Halt. Ein gutes Jahr später ist sein Ton sanfter geworden. Leser der jetzt erschienenen deutschen Ausgabe erfahren, dass Hitchens (62) unter Krebs leidet. Hitchens hat elf Bücher und etliche Essay-Bände herausgegeben, darunter den Weltbestseller »Der Herr ist kein Hirte. Wie Religion die Welt vergiftet.« »Die Welt« würdigte ihn einmal als »den wahrscheinlich klügsten Kopf seiner Generation«. »Die Zeit« bescheinigte ihm, »berühmt und berüchtigt« zu sein, und fuhr fort, »Hitchens ist ein glänzender Provokateur, er schreibt wie die Axt im Walde«. Schonungslos offen, aber gleichzeitig augenzwinkernd stellt sich Hitchens in seinen gut 670-seitigen Memoiren vor: Sohn eines strengen Offiziers und einer freigeistigen Mutter, die sich in den Armen eines Liebhabers in einem Athener Hotel das Leben nimmt. Erst nach ihrem Tod erfährt Hitchens, dass die Frau, die ihn im christlichen Glauben erzog, selbst aus einer jüdischen Fami-

lie kam. Während seines Studiums an der Oxford-Universität geht Hitchens mit den Trotzkisten auf die Straße. Er wird mehrfach bei Protesten gegen den Vietnamkrieg festgenommen und pflückt als Linksintellektueller Kaffeebohnen in Kuba. Fast zur gleichen Zeit besucht er mit einer Clique von Freunden teure Restaurants und macht der konservativen Margaret Thatcher beim Cocktail seine Aufwartung. Die Terroranschläge des 11. September 2001 veranlassen Hitchens, damals bereits als Journalist in Washington, zum Bruch mit der Linken. Er nimmt die US-Staatsbürgerschaft an, verbrüdernd sich mit den Neokonservativen um Paul Wolfowitz und propagiert den Irakkrieg. Gleichzeitig pflegt er seine Freundschaft mit Kollegen wie dem Islam-Gegner Salman Rushdie und der New Yorker Polit- und Sozial-Essayistin Susan Sontag. »The Hitch« ist packend geschrieben, spritzig und lebenswürdig. Es bietet die Beobachtungen und Ansichten eines bemerkenswerten Einzelgängers, der keine Mühe scheut, seine politischen Ausschläge nach links und nach rechts verständlich zu machen. Gisela Ostwald

Christopher Hitchens: »The Hitch. Geständnisse eines Unbeugsamen«, Karl Blessing Verlag, 672 S., 22,95 Euro, ISBN 978-3-89667-414-2

Wie denken wir und warum, wie arbeitet das Gehirn, wie ist es vernetzt mit den anderen Körperteilen? Antonio Damasio Buch »Selbst ist der Mensch« bietet eine anspruchsvolle, streckenweise für den Laien gar anstrengende Lektüre über die Entwicklung des Gehirns. Wer sich mit diesem Thema ernsthaft auseinandersetzt, wird darin in jedem Fall Wissensgewinn finden, auch wenn für den Nichtwissenschaftler manche Passagen schlichtweg zu hoch sein mögen. Verhaltensforschung und Neurowissenschaft werden mit Perspektiven der Evolution verknüpft, die Erkenntnisse über die Entwicklung des menschlichen Geistes dadurch erweitert. Faszinierend vor allem, wie weit »die nichtbewusste Lebensver-

waltung« doch bei unseren Entscheidungen und Verhaltensweisen mitspielt: »Ich äußere die Vermutung, dass sie die Blaupause für Einstellungen und Absichten des bewussten Geistes darstellt.« Die Kommunikation zwischen Körper und Gehirn »verläuft in beiden Richtungen«, womit Damasio nichts anderes feststellt als das, was auch andere medizinische Ansätze formulieren, doch ist es sein Beitrag, diese Kommunikation in vielen Feinheiten evolutionswissenschaftlich zu belegen. Menschliches Handeln wird damit verständlicher, vielleicht auch bewusster zu lenken, denn ist nicht Selbsterkenntnis der erste Weg zur Besserung? (fa)



Antonio Damasio

Antonio Damasio: »Selbst ist der Mensch«, Siedler, 24,99 Euro, 368 Seiten, ISBN 978-3-88680-924-0